

Boten

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 40

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644439>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40
XX. Jahrgang
1930

Bern,
4. Oktober
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Boten.

Von Johanna Siebel.

Leben wir nicht tausend Leben
In dem einen, das wir halten,
Stuten, drängen nicht und beben
In uns tausend Urganen?

Reden nicht mit unserm Munde
Jene andern, die entschlafen,
Die als Boten in die Zukunft
Sehnend uns ins Leben riefen?

Lauschen nicht durch unsere Augen
Ihre Augen in die Bläue,
Sonnengläubig, daß der Schöpfer
Auch durch uns die Welt erneue?

Schreiten müssen wir die Wege,
Die sie suchten. Immer wandern

Müssen wir nach fremden Zielen.
Boten sind wir nur der andern.

Simujah, die Königsfrau.

Ein idyllischer Roman aus Sumatra von Adolf Böglin. Copyright by Hans Huber, Verlag, Bern

14

Als wir uns aber den behenden hübschen Geschöpfen näherten und mit ihnen redeten, entdeckte sie zu ihrem Schrecken, daß man ihnen die Zähne bis auf die Wurzel glatt weggemeißelt hatte, und wir erfuhren, daß die heiratsfähigen Mädchen sich dieser Sitte zu unterziehen hätten. Sie würden dadurch, lachten sie, doch menschenähnlicher, während sie mit den langen Zähnen eher dem Hunde ähnelten, dem verachtetsten Geschöpfe des Himmels.

„Weißt du“, sagte ich lächelnd zu Simujah, „vielleicht hat diese Sitte, welche offenbar von den Männern erfunden wurde, einen ganz andern Grund!“

„Daß die Mädchen, wenn sie Frauen geworden, ihre Männer nicht beißen“, lachte sie und wandte das Gesicht errötend von mir ab.

Das war nun ein köstliches Stück Humor, das mir besonders gut schmeckte, weil ich hoffen durfte, es sei der Selbstüberwindung eines wehrhaften Naturtriebes entblüht. Später bemerkte ich freilich, daß auch die Männer hier und dort ihre Zähne abfeilen, wenn auch nicht so gründlich, mehr nur im Dienste der Schönheit und Ebenmäßigkeit des Gebisses. Dem Zahnweh, das nach solchem Verfahren nicht ausbleibt, begegnen die Karobataffer mit pflanzlichen Mitteln.

Ich mußte an einen russischen Dichter denken, der seinen Jesus an einem toten Hunde die schönen Zähne bewundern läßt, und da wir beide den gleichen Abscheu vor der Entstellung der Natur empfanden, stellten wir ein Mädchen als Dienerin an, das noch nicht heiratsfähig war, aber dafür seine schönen Zähne noch besaß.

„Ich ahne, was euer Jesus bedeuten will“, sagte Simujah nachdenklich; „auch die Natur ist Gottes Schöpfung,

und die Zähne sind so nützlich und schön wie die Blüten an den Bäumen, und in allem, was da ist und sein wird, lebt Geist, der Gottes ist.“

„Ja“, sagte ich überrascht, und eine innere Bewegung ergriff mich, „und nun ist mir, als spreche ein Geist aus dir, der auch der meinige ist. Und es hat wohl einen Sinn, wenn die Menschen sich als Gotteskinder bezeichnen. Nur sollten wir mehr ankämpfen gegen alles, was nicht Geist ist.“ Und ich zog Simujah während des Gehens an mich und fühlte ihre Zuneigung.

Was wir auf unserm Rundgang noch sahen und erlebten, war ganz geschaffen, um die Eindrücke, welche Simujah vom Leben der Karobataffer empfangen hatte, noch zu vertiefen und ihr die Achtung vor dem, was ich wahre Kultur nannte, zu erhöhen. Denn es entging ihren scharfblickenden Augen nicht, in welch schroffem Gegensatz das Leben dieser Leute zu dem stand, was ich bereits durch meine Tatkraft errungen hatte und noch zu erringen hoffte.

Das Leben in Sampei Gunong war ein wüstes Gemisch aus Männerfaulheit und Weiberknechtschaft. Das eine wie das andere stieß Simujah ab, und wenn sie im stillen meine Wirksamkeit bewunderte, so fühlte sie zugleich deutlich, daß ich sie zu meinem treuesten Freunde heranziehen und ihr die Bedeutung und Verantwortung einer abendländischen Frau verleihen wollte, welche sie dem Manne ebenbürtig macht.

Wenn sie sah, wie hier die Männer wohl gelegentlich fischen und jagen gingen, um mit der Beute die leiblichen Bedürfnisse der Familie zu befriedigen, entging ihr doch nicht, wie Schwäzen und Lärmen, Schlendern und Spielen bei ihnen den Tag und selbst einen Teil der Nacht